

## Son der Sonnenuhr zur Stoppuhr.

### Merkwürdige Zeitmesser.

Wir tragen unsere Uhren als das Selbstverständliche von der Welt mit uns, aber wie lange hat der Mensch mit der Zeit zingen müssen, bevor er sie ziemlich genau zu messen verstand. Dieser Kampf mit der Zeitmessung ist eins der vielen Probleme, die in der soeben bei Julius Springer in Berlin erschienenen ausgezeichneten „Geschichte der Sternfunde“ von den ersten Anfängen bis zur Gegenwart“ von Prof. Ernst Binner behandelt werden. Die Naturfölker erkennen den Ablauf eines Jahres durch das Wachsen derselben Pflanzen, durch das Er scheinen derselben Sternbilder. Die meiste übliche Zählung der Tage nach Nächten deutet auf eine Mondrechnung hin; sie erfolgt durch Knoten oder durch Kerben in einem Baum. Zur Einteilung des Tages benutzt man den Stand der Sonne, und viele Stämme haben es darin zu hoher Vollkommenheit gebracht. So erzählt uns ein Missionar von den Kanaken in Neuguinea, daß sie aus dem Sonnenstand die Zeit so gut bestimmen, daß sie plakatlich morgens um 8 Uhr zum Gottesdienst eintreffen; nur wenn die Sonne durch Wolken bedeckt ist, kommen sie mit ein bis zwei Stunden Verspätung. Diese strahlende Himmelsuhr wurde wohl anfangs von allen Völkern benutzt, sicherlich auch von den alten Germanen. Bei den Isländern und Norwegern gab es noch vor tausend Jahren wenige, die eine Uhr kannten, sondern sie teilten sich den Tag nach dem Gesichtskreise in acht Abschnitte ein, wobei die Angabe des Mittags selten um mehr als eine Stunde falsch war. Diese ungenaue Abschätzung konnte aber dem noch Ordnung und Genauigkeit dienenden Menschengeist bald nicht mehr genügen, und man sah sich nach besseren Zeitmessern um, indem man den Schatten, den das Himmelsgestirn wirkt, genau abmessen. So entstand der älteste Chronometer der Menschheit, die Sonnenuhr, die wir bereits bei den alten Ägyptern in verschiedenen Formen ausgebildet finden und die wohl zunächst, auch bei den alten Germanen, zugleich als Denkmäler des Sonnen gottes dienten. Daneben erscheint im Mittland im 15. und 14. vorchristlichen Jahrhundert die Wasserruhr, wobei man außer den Auslaufuhren, die für jede Nacht oder Tag bis zu einem bestimmten Stück gefüllt werden mußten, auch Einlaufuhren benutzte, die im Laufe von 12 Stunden durch Wasser gefüllt wurden, wobei ein Schwimmer sich hob und an einem sichtbaren Ritterblatt die Zeit anzeigt. Sonnen- und Wasserruhren waren aber nicht genau, so griff man zu den Sternuhren, denen die Erfahrung zugrunde liegt, daß die Bewegung des Sternenhimmels sich so regelmäßig vollzieht, daß man auf dem Aufgang, Höchststand und Untergang eines Sternes die Stunde der Nacht bestimmen kann. Bei der hoch entwickelten Himmelsbeobachtung der Alten war es ihnen möglich, dadurch eine recht exakte Zeitbestimmung zu erhalten.

Uebliche Uhrsysteme entwickelten die Babylonier, von denen die Griechen die Sonnenuhr übernahmen und zu sehr sinnreichen und sehr genauen Apparaten fortentwickelten. Sie hatten auch schon tragbare Sonnenuhren, deren älteste, der sog. Schinken von Portici, eine in Bronze ausgeführte Verkleinerung eines Schinkens, auf ihrer senkrechten zu haltenden Fläche ein Rutschennetz zeigt, auf das das Schwänzchen den Schatten fallen läßt. Die Wasserruhren, deren älteste Platz berühmter „Weder“ war, wurden schon als Tisch- und Standuhren erbaut und erhielten das Aussehen, das die Uhren bis zum 16. Jahrhundert kennzeichnete, indem nämlich allerlei sich bewegende Figuren und fallende Augen den eigentlichen Ziffer verkleideten. Diese Automatenuhren wurden von den Römern übernommen und an Byzanz weitergegeben, von wo dann diese komplizierten Wasserruhren im Spätmittelalter wieder in das Abendland gelangten. Sonnen- und Wasserruhren finden sich bei allen alten Kulturvölkern, so bei den Chinesen, Indern und Pertern. Die Japaner besaßen die Feueruhr, bei der Pulver aus der Kinde eines Baumes in verschiedene Aschenfurchen gefüllt und angesündet wurde, es glomm dann langsam und rubig weiter, so daß die Wächter nach dem Glühen die Stunde der Nacht bestimmen konnten. Merkwürdige Wasserruhren erfanden die Araber, so die „des Elefanten“ mit Zeitangabe für halbe Stunden, die Bogen- und Rahmen- und Rahmenuhr. Bei den Rahmenuhren sah der Gewichtsverlust beim Abbrennen einer Kerze den Zeitmesser in Bewegung, der gleich lange Stunden anzeigen. In den Höhlen, in denen genaue Zeitangabe für die Einhaltung der Gebetsstunden besonders wichtig war, benutzte man Sonnen- und Wasserruhren, bis etwa um 1300 die Stoppuhr auftrat, deren Wert durch Gewichte getrieben wurde. Schon Dante scheint auf solche Gewichtsuhrn hinzweisen. Die erste öffentliche Uhr dieser Art soll am Palast zu Westminster in England 1288 errichtet worden sein. Zu Anfang des 14. Jahrhunderts kamen diese

Turmuhren in Italien auf und verbreiteten sich bald im ganzen Abendland. Sie zeigten die Stunden an, daneben aber auch den Stand von Sonne und Mond, den Wechsel des Mondes, möglichst auch die Bewegung des Sternenhimmels, den Holender und die Heiligenstage. Dazu mußte eine Glocke ständig durch eine Figur angeläutet werden und anderer Automaten bewegten sich in heiterem Umgang, um die Schaukunst zu betriebsaften. Diese Räderuhren der Gotik haben gewöhnlich eine Dreiteilung: unten die Scheibe mit Monatsdaten, Wochen- und Festtagen, in der Mitte das Ritterblatt für die Stunden, Bewegung von Sonne und Mond usw., oben die Figur für den Stundenstolz. Diese durch den um 1400 erfundenen Federzug verbesserten Uhren wurden dann durch Peter Henlein auch tragbar gemacht in seinen Freuden „Nürnberger Uhr“, den ersten Taschenuhren. Doch ein wirklich genaues und zuverlässiges Werkzeug für die Zeitbeobachtung der Sternwarten entstand erst durch die Pendeluhr. Die Erfindung des Pendulumuhrs wird dem hessischen Uhrmacher Jost Burgi zugeschrieben. Eine Uhr, die er um 1500 für den Landgrafen von Hessen schuf, besaß bereits einen Sekundenzeiger; doch gab erst Huyghens der Pendeluhr die brauchbare Form und seit dem Ende des 17. Jahrhunderts wird das Stundenuhr mit dem Minutenstolz vereinigt, zudem noch bei den genauesten Chronometern ein Sekundenstolzblatt tritt. Um alle Fehlerquellen auszuschalten, wurden diese Uhren in besonderen Uhrenkammern und Uhrentellern aufgehängt, und selbst die Taschenuhren, für die Huyghens die Saitenfeder eingeführt hatte, erlangten allmählich jene außerordentliche Genauigkeit, wie sie unsere modernen Stoppuhren besitzen.

## Auch die Jähne wollen leben.

### Ernährung und Gebiß.

Von Jahnarzt Dr. Kunert-Breslau.

Die Gebisse der modernen Kulturstölzer, auch unseres deutschen Volkes, sind mit geringen Ausnahmen in einem erstaunlichen Umfang von Zahnsäule belagert. Die Güte des Gebisses hängt von erblicher Anlage und von der Ernährung ab, wobei aber die Ernährung am wichtigsten ist.

Bei Völkern mit unentwickelter Maiskulturtechnik wird das Getreidebrot, das zu allen Zeiten, auch heute noch, das Hauptnahrungsmittel darstellte, einfach in Märschen probiert und in irgend einer Form als Brei oder als Brot gegessen. Damit werden alle, für die Güte des Gebisses entscheidenden Mineralialse, wie die lebenswichtigen Vitamine, aufgenommen. In der Form von Brot verarbeitet werden beim Kauen noch dazu ganz gehörige Anforderungen an die Muskulatur gestellt. Rieger und Jähne müssen energische Arbeit leisten, und das sollen und müssen sie von frühestem Jugend an, wenn sie sich kräftig entwickeln und gesund bleiben sollen. Jähne und Zahnsäule werden beim Kauen grober, harter Nahrung dauernd gerebelt und bearbeitet. Zahnsäule kann sich nicht anlegen. Zahnsäule ist ebenso selten wie Kreislaufstörungen mit behinderter Atemzunahme. Das Vorderwerden der Jähne, das heute bei uns schon oft in jüngeren Jahren verbreite Nebel, bleibt ein Altersvorgang, der es sein soll.

Das selle Mehl, das wir im Weißbrot genießen, ist fast ganz frei von diesen so wichtigen Mineralialen und Vitaminen; Anforderungen an den Kauakt stellt ein solches Gebäck auch nicht; so ist es nicht zu verwundern, wenn unsere im Säuglingsalter mit Breien aus feinstem Brot oder Kindermehl später mit Weißbrot, Semmel und Äpfeln ernährten Kinder an Zahnsäule schon im Milchgebiss und dann im bleibenden Gebiss in einem erstaunlichen Grade leiden. Wir dürfen uns nicht wundern, wenn auch die Rieger oft an kleinbleibendem, so daß die Jähne nicht Platz finden und die Atmung durch die Nase nicht frei ist und die so schädliche Mundatmung an ihre Stelle tritt. Die Erfindung der Siebvorrichtung, die die Trennung der Kleie von den inneren Schichten des Getreidekorns ermöglicht, hat die Degeneration der Menschheit stark gefördert. Das Überhandnehmen der Zahnsäule in unserem Volke ist eine sehr ernste Ercheinung, denn das frühe Vorderwerden der Jähne ist natürlich auch ein Anzeichen für eine minderwertige Gesamtentwicklung, bedenkt also einen Rückgang unserer Volkskrankheit.

Wegen des Mangels an Mineralialen ist heute bei den meisten Menschen das Blut übersättigt, während gefundenes Blut alkalisches sein muß. Da der Mensch mit saurem Blut nicht existieren kann, sucht sich der Organismus selbst zu helfen und entsiebt unter anderem auch den Knochen und Jähnen Kalk, ähnlich wie es der müttlerliche Organismus für das werdende Kind tut, wenn ihm mit der Nahrung nicht genügend Kalk zugeführt wird. Auf diese Weise dürfte sich auch das heute so verbreitete vorgezogene Vorderwerden der Jähne erklären, das auf Knochenzusammenbruch beruht, wie

auch die starke Verbreitung des Senftusses, der sich heute bei allen Altersstufen findet. Alle ärztliche Behandlung, von der Schulärztlichen Fürsorge abgesehen, vermag ja nichts weiter zu leisten als durch Zahnsäule und durch Zahnsäule entstandene Schäden auszubessern. An der eigentlichen Ursache, der ungenügenden Fürsorge, der schlechten Verarbeitung der Jähne, vermag sie ja nicht das Geringste zu ändern; sie wird gegenüber dem ungeheuren Umfang der Zahnsäule und der dadurch bedingten Säuligkeit unserer Volksgesundheit immer nur ein Tropfen auf einen heißen Stein bedeuten. Wollen wir das Zahnsäule wirklich einigermaßen überwinden, so gibt es nur einen Weg: urköstlich vorzugehen, d. h. unsere Ernährung zu reformieren. Die wichtigste Selle der so notwendigen Ernährungsreform ist die Nutzung der Brotsorte, d. h. die Rückkehr zu einem guten, hartrindigen Vollkornbrot aus dem ganzen Roggenkorn. Unsere Säuglinge müssen neben oder wenigstens nach der Mutterbrust richtig aufbereitetes Gemüse und Brei aus Brot oder Mehl vom ganzen Weizenkorn oder wenigstens Haferkörnchen und später schon während und nach dem Durchbruch des Milchgebisses rohes Rohrzucker, gelegentlich auch sonst rohes Gemüse, rohes Obst, vor allem aber nur ein hartes, dictrindiges Vollkornbrot erhalten; Brot darf weder der Milch noch den Breien angezeigt werden. Die Breie sollten nur mit ein wenig Kochsalz und ein wenig Butter angeschmeckt werden.

Im übrigen müssen wir den Bereich der Hauptküche, bilden: Fleisch, Eier, Käse, Butter, Zucker einschränken auf nunmehr mehr als halbstädtischer Art, wie sie richtig behandeltes Gemüse, Kartoffeln, Obst, Nudelsachen, Salate und Milchdarstellen. Auch und Nüchternheiten sollten, wie früher, auf die Feststage beschränkt bleiben.

## Newyork entdeckt sein Herz.

Newyork hat den Ruf, die fälschte und rücksichtlose aller Großstädte zu sein, in der der Kampf ums Dasein die brutalsten Formen annimmt. Aber selbst diese Hochburg der Völkerkrise entdeckt jetzt allmählich ihr Herz angesichts der ungeheuren Not, von der die Menschenreiche der Arbeitslosen in ihren Städten ergriffen sind. Die Neue Welt kennt ja nicht die Arbeitslosenunterstützung und soziale Fürsorge, wie sie bei uns in so großartiger Weise ausgebildet ist. Alles wird der privaten Wohltätigkeit, der Organisation durch Menschenfreunde, humane Stiftungen und philanthropische Anstalten überlassen. Die Anstrengungen dieser Kräfte müssen ungeheuer sein, wenn sie auch nur die größte Not lindern wollen, und so ist man in der Millionenstadt am Südblock sieberhaft tätig. Als ein Beispiel dieser Arbeit sei angeführt, was an einem einzigen, aufregend herausgegriffenen Tage an solchen Maßnahmen in der Presse erwähnt wird. Da erfahren wir, daß sich Hunderte von Bankiers und Industriellen zusammengetan haben, um wöchentlich die Summe von 1200000 Mark aufzubringen, von der 20000 Arbeitslosen 60 Mark in der Woche gezaubt werden können. Die Bereitstellung dieses Geldes ist nicht sehr viel für eine so unschöne reiche Stadt. Zur selben Zeit kündet der Newyorker Polizeikommissar Mulrooney an, daß ihm Mittel zur Verstärkung gestellt worden sind, um täglich die leeren Wagen von 88000 Familien zu füllen, die nach den Erhebungen der Polizei sich in der größten Notlage befinden. Und wahrlich! Es muß in diesen Familien sehr schlimm stehen, wenn wir hören, daß ein 10 Monate altes Kind verdunstet war, als gerade der Polizist mit der Milchflasche anlangte. Die Heilsarmee speist täglich 10000 Personen, und die verschiedenen Organisationen der Kirchen sorgen für viele Tausende anderer. Würden diese Einrichtungen nicht alle mit vereinten Kräften wirken, dann wären die Newyorker Straßen mit Verbündeten angefüllt. Auch so blüht das Elend aus den hohen Augen der vielen, die in langen Reihen vor den Volksschulen stehen, und man hört wohl einen zum andern sagen: „Hat Hoover nicht die Soldaten gespielt? Warum kann er uns nicht spielen?“ So mancher armer Yankee sucht zwei Kniegelenk mit einer Klappe zu schlagen, indem er Wohltätigkeit mit Geschäftstüchtigkeit verbindet und zugleich sein gutes Herz und seinen Geldbeutel betriedigen will. Da ist zum Beispiel eine große östliche Gesellschaft, die Tausende von Männern und Frauen mit Kästen voll Kleidern durch die Straßen schickt. Diese werden unentzettelig angeboten und sollen zugleich die Hungrigen nähren und die Sitten von der Güte der Ware überzeugen, damit sie dann desto mehr kaufen. So kommt es, daß die ganze Stadt vom Morgen bis zum Abend lebendig ist. Auch die Mittel der Fleißleute werden dazu verwendet, um das gute Herz zu entdecken und an die Arbeitslosen zu erinnern. Da sieht man auf großen Plakaten Schlagzeilen wie etwa die folgenden: „Läßt Deinen Wagen reinigen und gib einem Arbeitslosen Arbeit!“ „Läßt die Wehrarbeit von einem ohne Arbeit tun!“ „Kaufe hier, wir geben täglich an die Armen!“ usw. Hunderte von Agenten bemühen sich, Beschäftigung für die Arbeitswilligen aufzutreiben.

## Der Major und der Wilddieb.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von Thilo von Wildungen.

Vor dem Weltkriege lebte als Jagdhaus auf seiner Klippe in der ehemaligen Provinz Polen im vorgerückten Alter, aber knorrig und aufrecht wie eine alte, deutsche Eiche, der „Herr Major“. Wenn möglich noch mehr als Soldat war er Jäger; seine Jagd und seine Hunde, die Pflege und Haltung des Wildes in seinem Revier lagen ihm allzeit besonders am Herzen. Durchbar böse konnte er werden, wenn er legenden von seinen Insassen im Busch herumtreten sah, oder Frauen und Kinder beim Wildsuchen antraf. So gut er sonst zu seinen Leuten war, aber in dieser Beziehung verstand er keinen Spaß.

Schwere Wut packte den alten Wildemann, wenn er irgend einen Verdacht der Wilddieberei oder Schlingenselbsterei witterte. Die ganze Umgebung wußte, daß der Major in seinem Revier immer dort war, wo man ihn ganz gewiß nicht vermutete. Er schaute eine blühendere, sichtbare Kugel und gerne pflegte er zu sagen: „Wie dem Schießen ist das so eine Sache, es kommt leicht Endes immer auf den Steuermann an!“ Er schaute sich auch nicht, auf nahe Entfernung den halbwüchsigen Bengels mit Peitsche und Salz auf einen gewissen Körper teil zu schlagen, wenn er sie beim Restaurieren, Fischen oder Krebsen erwischt. Das war keineswegs noch unangenehmer als einige gehörige Jagdhiebe mit der Hundepfeife.

Seit langer Zeit war dem Major der Gutswirt Jakubski, ein Pole, der die Krugwirtschaft in einem Dorf gepachtet hatte, das mittin in dem Jagdrevier des Majors lag, ein ganz besonderer Dorn im Auge. Jakubski stand unter dem Verdacht der Wilddieberei, und zwar nicht aus Jagdpassion, sondern gewerbsmäßig, nur des Kunden Wammons wegen. Der Major erschien häufig und zu den unheimlichsten Zeiten in dem Gutshof des Jakubski. Er verlangte stets etwas zu essen, gings selber in Speisestammer, Küche und Keller herum, um sich angeblich etwas nach seinem Geschmack auszufuchen. Niemals hatte er bisher ein Stück Wild, Decke, Haare oder Schweifspuren von einer Wilddieberei entdecken können. Jakubski war sehr vornehm, hielt kein Gesinde, in Haus und Hof wurden sämtliche Arbeiten durch ihn oder seine Frau besorgt. Der Major aber beobachtete ihn um so schärfer und dachte: Einmal geht du mir doch ins Garn! —

An einem wunderschönen Augustmorgen. Sehrzeitig, eben rollt der Sonnenball aus dem Wollendorf am östlichen Horizont, und wie in feuerinem Erröten hängt der morgendliche Herbsthimmel über dem jungen Tage. Der Major sieht auf gut verdeckter Wildfang am Rande einer Schönensonne, die sich an einer das Revier schneidenden Chansse entlangzieht. Vor ihm breitet sich ein Kieschlag. Dort lassen sich zwei Rehe die düstigen, fassigen Kräuter vorzüglich schmecken. Ein recht guter Bock ist dabei, den der Major gut kennt. Doch dem alten Wildmann ist es nicht darum zu tun, heute den Urian auf die Decke zu legen, er will nur das Wild beobachten, sich davon erfreuen und die wunderbaren Schönheiten des frühmorgigen Herbstmorgens genießen. Feierliche Frühmorgensstille, ein wunderbares Leuchten und Weben geht durch die tiefe Waldentfernung. Da tönt aus der Ferne der eigenartige Hockelruf eines der kleinen, vornischen „Pannhe-Perdewil“ und jetzt vernimmt der Major auch das Geräuschen eines kleinen, leichten Bauerndroschen.

Ärgerlich über die Störung in seinen frühmorgendlichen Naturbeobachtungen schaut der Jäger durch das Jagdglass und erkennt deutlich seinen „Freund“ Jakubski, der anscheinend zur Stadt fährt. Die Rehe können ruhig weiter und lassen sich durch den Wagen gar nicht stören. Doch den Krugwirt scheint das Wild sehr zu interessieren. Ohne direkt hinter sich in das Stroh auf seinem Wagen. Zwei längliche Teile holt er hervor, die der Major schwer als zu einem Gewehr gehörig erkennt. Schnell hat Van Jakubski die beiden Gewehrtüllen zusammengefetzt und laden. Jetzt merkt der Major, daß Jakubski es auf einen seiner besten Rehböcke abzielt. Als der Krugwirt gerade in Anschlag gehen will, gellt der starke, weitschamige Knall eines Büchsenhuches durch die frühe Stille.

Das Russensperberchen vor dem Wagen hämmert sich hoch auf, macht noch zwei ruckartige Säbe und bricht dann verendet zusammen. Von dem Wildbret aber sieht man eine ganze Weile nichts weiter als zwei in die Höhe gestreckte, zappelnde Beine. Er ist mit seiner im Anschlag liegenden Klinke durch das oblige Anzucken des Perdes hintersüber gefallen und dabei hat sich sein Gewehr entladen. Mühsam krabbelt der Wilderer aus dem Stroh seines Wagens, sieht sein Pferd verendet vor dem Wagen liegen und glaubt zunächst, daß er selbst das Pferd durch den ungewollt abgefeuerten Knall getötet hat. Schwerfällig klettert er vom Wagen und erkennet nun erst, daß sein Pferd durch einen Angelschub geendet hat. Galt gleichzeitig aber hört der

Krugwirt auch eine laute, frohlockende Stimme, die nichts weiter ruft als: „Gut Blatt!“

Dunkel ahnt Jakubski jetzt, durch wen sein Pferdchen zur Strecke kam. Berührlich murmelte er in seinen schwarzen Bart: „Pia-krew, niemec!“ (Berücksicht, deutscher Hund). Jakubski eilt zurück in sein Dorf, um ein anderes Pferd zu holen. Der Major aber freut sich, daß er dem Wildbret wohlverdienten Lohn erzielt hat, und kaum ist Jakubski in der Richtung seines Dorfes verschwunden, steigt er von dem Wildkanzel. Aus dem einsamen Wagen des Polen holt er das Wildbretgewehr und verschwindet schmunzlig damit wieder in seinem schlängenden Wald. Schon nach kurzer Zeit erscheint Jakubski wieder mit einem anderen Führer. Wiederum läßt er sein verendetes Pferd auf den Bretterwagen, bindet sein Körbchengelenk an diesen und fährt im Schritt heimwärts. Wenig erfreut wird er ja wohl darüber gewesen sein, daß auch sein Gewehr aus dem Wagen verschwunden war; dies aber hatte der Major im Walde an so sicherer Stelle aufbewahrt, daß kein Wildbret mehr damit Unheil anrichten konnte.

Von dem ganzen, eigenartigen Erlebnis verlautete zunächst nichts in der näheren Umgebung. Der Krugwirt schämte sich seines großen Reinfalls, der Major aber hatte auch keinen Grund, den Vorfall an die große Glocke zu hängen. Ihm war die Haupftache, daß Van Jakubski eine empfindliche Strafe für seine Wilddieberei bekommen hatte. Dem Krugwirt war für eine ganze Weile die Lust am Schwarzen vergangen. Aber es mußte ihm nach dem Mittagsschloß mit seinem Pferdchen wohl überhaupt nicht mehr so recht gehaufen in der Gegend sein. Noch kein Jahr seit dem Vorfall vergangen, da hatte Van Jakubski seine Gutswirtschaft verkauft und verzog nach Schlesien an die polnische Grenze.

Ein recht belebter Krugwirt, Van Kowalski, wurde sein Besitznachfolger. Jetzt kehrte auch unser Major wieder ab und zu in der Dorfschänke ein, um schwatzstellen, wie sich der neue Wirt zur Jagd stellte. Es mußte aber doch wohl etwas durchgedreht sein von dem Jagdabenteuer zwischen Jakubski und dem Major. Eines Tages wurde die Geschichte im Kreise lang und breit erzählt und weitlich belauscht. Der Major hörte verächtlich lächeln zu, sah an seiner Siga, reichte aber kein Wort. Als jedoch der dicke neue Wirt zum Schluss sagte: „Das wird Euer Major mit mir machen!“ da animierte der Major: „Did siehe ich gleich in Deinen bilden Bauch!“ Sprach, trank sein Pferd aus und verschlug unter dem Bettlaub der Gäste das Lokal.